

LES ›FRUITS‹ DU MAL.
WER ›HEIMAT‹ KENNT, VERSCHWINDET ANDERS
ODER ›DAS JÜNGSTE GERICHT‹
NACH ALTEN REZEPTEN
MIRIAM KANNE

›Heimat‹ ist ein altes Rezept, das sich in deutschsprachigen Regionen stets großer Beliebtheit erfreute. Man nehme: Einen Kreis von Menschen und ›würze‹ sie mit Ethnie, Geschlecht, Alter, Status und Herkunft, ›vermenge‹ alles ›mit einer Prise‹ Sprache in einem ›stabil anmutenden Gefäß‹, wie etwa einem elterlichen oder bäuerlichen Haus, einem Landstrich oder – wenn verfügbar – einem Vaterland. Nun ›setze‹ man ›diese Masse‹ einem bestimmten historischen Zeitraum aus und ›lasse sie auf der Herdstelle garen‹. So gilt nach alter Tradition: Wann immer Anlässe wie Erntedank, Henkersmahlzeit, Leichenschmaus oder ein letztes Abendmahl ins Haus stehen, eignet sich das Auftischen von ›Heimat‹.

Der Begriff [›Heimat‹; M. K.] hat auf vielen Ebenen derartig viele Diskussionen bemüht, daß es ein großer Fehler wäre, hinter all dem Lärm und Getöse eine singuläre Bedeutung oder einzige Wahrheit suchen zu wollen. Gleichzeitig hat die Allumfassendheit des Begriffs und seine tiefe emotionale Anziehungskraft immer wieder eine unwiderstehliche Versuchung auf viele Denker ausgeübt, nach der Essenz dessen zu forschen, was Heimat bedeutet. [...] Soziologen und Sozialpsychologen erklärten Heimat zu einem grundlegenden Bedürfnis, vergleichbar mit *Essen* und Schlafen,¹

schreibt Celia Applegate und erstellt damit eine Parallele, die in zahlreichen Erzählungen aufgegriffen und nahezu stereotypisiert wird: Die Verbindung von ›Heimat‹ und *Essen*, der ein kulturanthropologischer Diskurs gleichgeschaltet ist. »Ihre *heimathungerige* Seele streckte die Arme

1 Celia Applegate: »Eine provinzielle Nation«. In: *Heimat. Auf der Suche nach der verlorenen Identität*. Hg. v. Joachim Riedl. Wien 1995, S. 58-60, hier: S. 58.

aus«,² heißt es zum Beispiel in Gustav Frenssens Heimatepos *Jörn Uhl* (1901), und eben diese Bewegung im Roman, so beobachtet Michail Bachtin,

führt [...] aus der großen, doch fremden Welt der Zufälligkeiten in die zwar kleine, aber gesicherte und stabile heimische Mikrowelt der Familie, in der es nichts Fremdes, Zufälliges und Unbegreifliches gibt, wo sich wieder wahrhaft menschliche Beziehungen herstellen, wo sich auf der Grundlage der Familie die uralten Nachbarschaften (Liebe, Ehe, Zeugung, der geruhssame Lebensabend der wiedergefundenen Eltern [...]) die *gemeinsamen Mahlzeiten am Tische der Familie*) erneuern.³

In solch idyllischen Momenten einer tradierten Heimatschreibung tragen »Essen und Trinken«, laut Bachtin, »entweder gesellschaftlichen oder aber [...] familiären Charakter«. »[A]m Eßisch«, so ergänzt er, »kommen die verschiedenen Generationen und Altersstufen zusammen«. Dabei sei »die Nachbarschaft von Essen und Kindern« nicht nur »[t]ypisch«, sondern »diese Nachbarschaft« sei ferner »vom Prinzip des Wachstums und der Erneuerung des Lebens durchdrungen.«⁴

Tatsächlich greifen zahlreiche Heimatromane motivisch die Korrelation von *Essen* und *Kindern* als Ausdruck eines ununterbrochenen Lebenszyklus' auf. »Wer trutz bei der Schüssel, der schadt sich am Rüssel. Essen muß der Mensch. Dös is a Grundbedingnus für alles, was Gsundheit heißt«,⁵ spricht beispielsweise die alte Jungfer Punkl in Ludwig Ganghofers (1855-1920) Erzählung *Der Jäger von Fall* (1883) und beklagt – »[w]ährend die Gäste sich mit ihrem Kaffe und den frisch gebackenen Nudeln« beschäftigen –, sie habe die elementaren Erlebnisse der Fortpflanzung und Vermehrung versäumt.

Ich sag's enk Madln, laßt's enk verwarnigen von mir [...]. Wann a Mensch da ebbes versäumt, da kommen zwidere Folgen. Die ganze Nerviatur verschlagt sich aufs Konstiduziament. Dös is a Naturgsetz, hat der Doktermartl gsagt. Und da hab ich an argen Gesundheitsversaumnisfehler verübt. Soviel reuen tut mich dös. Und spateraus wird's allweil rarer mit die Kurgelegenheiten.⁶

2 Gustav Frenssen: *Jörn Uhl*. Berlin 1958, S. 438.

3 Michail Bachtin: *Formen der Zeit im Roman. Untersuchungen zur historischen Poetik*. (1975). Übers. v. Michael Dewey u. hg. v. Edward Kowalski u. Michael Wegener. Frankfurt a. M. 1989, S. 179.

4 Ebd., S. 173 f.

5 Ludwig Ganghofer: *Der Jäger von Fall*. München o. J., S. 159.

6 Ebd., S. 158.

»Frisch und gesund wie ein Apfel«,⁷ so hingegen beschreibt Wilhelm von Polenz (1861-1903) in seiner Erzählung *Der Büttnerbauer* (1895) die weibliche Romanfigur Pauline. Diese bindet sich »eine weiße Schürze« um die »frauenhaft entwickelte Fülle«⁸ ihres Körpers und beugt sich über ihren Säugling, »dessen ganze Kraft und Aufmerksamkeit jetzt auf den Nahrungsquell gerichtet«⁹ sind.

Für den Helden aus Ganglhofers Roman *Der Ochsenkrieg* (1914) hat hingegen die sprichwörtliche Warnung – »Beiß nicht gleich in jeden Apfel!« – zu gelten, denn außerhalb von »Heimat« leitet Essen nicht selten den Verlust von Identität, Leib und Leben ein. So muss Malimmes außerhalb der ersehnten »Heimat« Ramsau – genauer gesagt: in der Stadt – der biblisch anmutenden Verlockung widerstehen, von sündigen Früchten zu naschen: Die Gemahlin des Königs nämlich versucht den als phallisch charakterisierten Soldknecht zu verführen und lässt ihn dazu in ein haremähnliches Gemach geleiten. Und da

saßen vier junge schmucke Weiblein [...]. Jede von ihnen hatte einen rötlichen Schleierbund [...]. Der lange Söldner tat einen schwülen Atemzug; dann sagte er ruhig: »Da sieht man so viele schöne Sachen, daß man gar nimmer weiß, wo man hinschauen muß.« Er sah die Platte mit den Früchten an. »[...] Darf ich zugreifen?« Die mit den schwarzen Locken sagte: »Alles darfst du!« Die drei anderen kicherten. »Das wär ein Lützel zuviel. Man muß genügsam nach dem Besten greifen.« Er nahm die schönste Birne von der Platte, [...] und biß in die Frucht. Sie schmeckte ihm und während er wortlos schmauste, guckte er ein bisschen spöttisch die vier jungen Frauen an. Auch gab er sich Mühe, nett und reinlich zu essen. [...] »Warum bist du so schweigsam?« Ohne zu antworten aß er eine Frucht zu Ende. Dann sagte er: »Man schwätzt nit, derweil man schluckt. [...] Jetzt bin ich satt, jetzt kann ich reden [...].«¹⁰

In diesem Sinne spricht Malimmes und tut dies, als habe er vom »Baum der Erkenntnis von Gut und Böse« (Genesis 2,9) gegessen, ohne je satt geworden zu sein, im Gegenteil: Auf die Avancen der Königin gesteht er – ganz »in Sorge, daß ihre Brüste sein Gesicht berühren könnten«¹¹ –, »[e]in Jahr lang [...] hart gehungert« zu haben und nun einen »siedende[n] Durst nach [ihrem] Leib« zu verspüren. Da aber »ein deutscher

7 Wilhelm von Polenz: *Der Büttnerbauer*. Hamburg o. J., S. 12.

8 Ebd., S. 15.

9 Ebd., S. 16.

10 Ludwig Ganghofer: *Der Ochsenkrieg*. Bd. 2. München o. J., S. 235 f.

11 Ebd., S. 239.

Bauer seinen König nit verschimpft«¹² und Malimmes sich nach einer anderen, für ihn jedoch unerreichbaren Frau verzehrt, bleibt sein erotischer Hunger ebenso ungestillt, wie sein Verlangen nach ›Beheimatung‹ in den Armen der Geliebten und im ›Eden‹ von Ramsau. Sein ›in Leiden hager gewordenen Gesicht‹ wird dabei nicht nur durch eine »schreckliche Narbe«¹³ geteilt – auch droht er es fernab der ›Heimat‹ gänzlich zu verlieren: »Ich bin's gewesen einmal. Was ich jetzt bin, weiß ich nimmer«, antwortet er auf die Frage, ob er »der Malimmes vom Taubensee«¹⁴ sei. Er bringt seinen Namen und sein Gesicht schließlich hinter einer Pestmaske, und sein Leben wenig später durch den freiwillig gesuchten Pesttod zum Verschwinden.

Diesen Melancholien des Hungerns, des Verlustes und des Todes aus Ermangelung an ›Heimat‹, treten solche Erfahrungen des Hungerns, des Verlustes und des Todes gegenüber, die um ›Heimat‹ Willen in der deutschen Geschichte immer wieder gesammelt werden mussten. Oder: Dem schwärmerischen Sichverzehren nach einer ›Heimat‹, die allen historischen Ereignissen entlegen ist oder ihnen trotz, werden Bilder einer Kräfte zehrenden, weil historisch und politisch gewordenen ›Heimat‹ entgegengesetzt. Denn wer ›Heimat‹ als solche kennenlernt und sich als solche einverleibt, scheint an Übersättigung zu leiden und zugleich am Hungertuch zu nagen.

Henker und Mahlzeit. Zum Motiv des Essens in Imre Kertézs' Bildern einer nazifizierten ›Heimat‹

An einer schädlich gewordenen, weil faschistisch instrumentalisierten und inszenierten ›Heimat‹¹⁵ partizipiert der jugendliche Protagonist aus

12 Ebd., S. 240.

13 Ebd., S. 115.

14 Ebd., S. 222.

15 Vgl. zur faschistischen Instrumentalisierung und Inszenierung von ›Heimat‹ (sowohl als Begriff als auch in literarmotivischer Form) z. B. die Reden Hitlers und Goebbels: »Wir verteidigen nicht mehr ein Land, das für uns mehr oder weniger uninteressant ist, sondern wir verteidigen jetzt ein Land, das unsere eigene Heimat darstellt, in dem unsere Frauen und Kinder wohnen. Und deshalb muß dieses Land verteidigt werden nicht nur von einer fanatischen, sondern von einer fanatisierten Bevölkerung, die weiß, daß es um alles geht, daß es kein Zurückweichen mehr gibt, sondern daß jetzt das nationale Leben und die individuelle Existenz jedes Einzelnen von

Imre Kertész' (*1929) *Roman eines Schicksallosen* (1975). Der Vater dieses Protagonisten, ein jüdischer Geschäftsmann, wird von den Nationalsozialisten »zum Arbeitsdienst einberufen« und sieht in einem Abschiedessen die letzte Gelegenheit, die Familie »»an seiner Seite zu wissen«, bevor er »seinem Zuhause entrissen wird.«¹⁶ Teil dieser Henkermahlzeit ist die Ansprache des Onkels, der seinen jungen Neffen in das Bewusstsein eines »gemeinsamen jüdischen Schicksal[s]« einzuführen versucht: Ein Schicksal, das dort beginnt, wo »ein bestimmter Abschnitt [des] Lebens« endet, den der Onkel als »»die sorglosen, glücklichen Kinderjahre««¹⁷ bezeichnet und gemeinhin spätestens seit dem Bloch'schen *Prinzip Hoffnung* mit »Heimat« assoziiert wird.¹⁸

Zugleich werden in Kertész' Erzählung die Bachtin'schen Beobachtungen zum Motiv des Essens im klassischen Heimatroman gänzlich ins Gegenteil verkehrt. Denn die motivische Nähe von Kindern und Essen, deren Synthese das Prinzip der Erneuerung ist, scheint bei Kertész aufgehoben in der genealogischen Lücke, die der Vater mit seinem Abtransport durch die Nationalsozialisten hinterlässt. Statt der Aussicht, dass »in Bälde alle wieder am Familientisch sitzen [...], in Frieden, Liebe und Gesundheit«¹⁹, findet sich der jugendliche Protagonist – inzwischen unfreiwillig zum Familienoberhaupt erklärt – vor »den Trümmern des Abendessens«²⁰ und seiner Zukunft sitzend.

Diese Zukunft ist geprägt von einer Allgegenwart des Themas Essen, das seine Übermacht jedoch ausgerechnet aus einem stetigen Nahrungs-

uns verteidigt werden muß. [...] In diesem Krieg geht es nicht um die Korrektur irgendeiner Grenze oder um die Ziehung einer neuen Grenzlinie, sondern in diesem Krieg geht es um eine weltanschauliche Auseinandersetzung, um eine Art zu leben und eine Art, das Leben zu gestalten. Diese typische deutsche Art zu leben soll uns *genommen* werden. Das heißt: Unsere Eigenart, unsere deutsche Eigenart, und damit das, was wir unser deutsches Vaterland nennen, [...] das ist damit unmittelbar bedroht«. In: Joseph Goebbels: »Rede vom 3.10.1944 – Köln, Werkhalle eines Industriebetrieb – Kundgebung des Gaues Köln-Aachen der NSDAP«. In: *Goebbels Reden 1932-1945*. Bd. 2. Hg. v. Helmut Heiber. Bindlach 1991. S. 405-428, hier: S. 410 f.

16 Imre Kertész: *Roman eines Schicksallosen*. Übers. v. Christina Viragh. Reinbek 2003, S. 7.

17 Ebd., S. 26.

18 Vgl. zum Zusammenhang von »Heimat« und *Kindheit* besonders Ernst Bloch: *Das Prinzip Hoffnung*. (1938-1947). Bd. 3. Frankfurt a. M. 1973, S. 1628.

19 Kertész: *Roman eines Schicksallosen*, a. a. O., S. 31.

20 Ebd., S. 32.

entzug gewinnt. Denn wenig später selbst in die Konzentrationslager Auschwitz und Buchenwald deportiert, kann sich der jugendliche Protagonist anfangs weder mit der ungenießbaren Suppe noch mit dem Umstand anfreunden, »mit anderen zusammen aus ein und demselben Teller und mit ein und demselben Löffel zu essen«²¹, sodass die Suppenration bei kurzerhand und auf profanste Weise »an der Barackenwand ausgeleert«²² wird – zumindest vorerst.²³ Denn fortan avanciert nicht nur der alltägliche Verzehr der Suppe zu einem lieb gewordenen, zusammenschweißenden und dadurch nahezu »heimatlich« anmutenden Ritual einer Leidensgemeinschaft ohne absehbare Zukunft. Auch macht der Protagonist »eingehend Bekanntschaft mit dem ärgerlichen Gefühl des Hungers«²⁴, verspeist die vermeintlich mit Brom versetzte Suppe am zweiten Tag, wartet am dritten sogar schon darauf und greift schließlich im Angesicht des Hungertodes auf eine äußerst drastische Maßnahme zurück: Er verschweigt das Ableben seines Bettnachbarn, um dessen »Brotration in Empfang« zu nehmen, »sowie seine Suppe am Abend«, und zwar so lange, bis der Verstorbene beginnt, »sich ziemlich seltsam aufzuführen«²⁵.

Der Konnex zwischen Essen, Ekel und einer morbiden Art der Gemeinschaftlichkeit kulminiert letztendlich nicht nur in der Beobachtung des Protagonisten, dass er sein eigenes Fleisch verliert,²⁶ sondern darüber hinaus auch darin, dass er als Floh- und Läuseschmaus fungiert. Zunächst noch »überrascht, verblüfft und dann auch entsetzt«, dass die Läuse »schon in [s]einem Fleisch« sitzen »und sich von [s]einer Wunde« nähren, resigniert der Protagonist schließlich und schaut dieser »Gefräßigkeit [...], diesem Gewimmel, dieser Gier, diesem Appetit, diesem hemmungslosen Glück«²⁷ des Ungeziefers ebenso tatenlos wie verständnisvoll zu.

Dennoch überlebt er Buchenwald, kehrt »heim« und wird nicht nur durch den »vertraute[n] Geruch des Tordurchgangs« und »den an einen

21 Ebd., S. 117.

22 Kertész: *Roman eines Schicksallosen*, a. a. O., S. 119.

23 Interessant ist an dieser Stelle ein Blick beispielsweise in Berthold Auerbachs (1812-1882) Schwarzwälder Dorfgeschichte *Der Tolpatsch* (1842), in der das gemeinsame Suppenessen aus einer Schüssel »einer heiligen Handlung« gleichkommt. In: Berthold Auerbach: *Der Tolpatsch. Schwarzwälder Dorfgeschichten*. Berlin 1982, S. 8.

24 Ebd., S. 134.

25 Ebd., S. 201.

26 Ebd., S. 183.

27 Vgl. ebd., S. 202.

bestimmten traulichen Augenblick erinnernden Treppenabsatz«²⁸ begrüßt, sondern auch durch die einstigen Nachbarn, die Fleischmanns, in Empfang genommen. Als Ausdruck des Wiederaufgenommenseins in das nachbarschaftliche Kollektiv werden sogleich »auf einem weißen Porzellanteller mit Zierrand Schmalzbrote gebracht, mit Streupaprika und dünnen Zwiebelringen verziert«, die der Protagonist »früher sehr gern gemocht hatte«, was er »auch sogleich bezüglich der Gegenwart bekräftig[t]«²⁹. Einerseits erinnert durch die vereinende Kraft der Mahlzeit, doch andererseits so fühlend, »als hätte sich etwas [...] verändert«, überkommt ihn schließlich ein wehmütiger Nachgeschmack an »die gewisse Stunde« – die ihm »liebste Stunde im Lager«, der Augenblick des gemeinschaftlichen Einnehmens der dürftigen Nahrung, »und ein schneidendes, schmerzliches, vergebliches Gefühl er[greift]« ihn: »Heimweh«.³⁰

Friss oder stirb. Leichenschmaus ›medium‹ bei Olga Tokarczuk

Fressen und gefressen werden – diesem Jäger-Beute-Topos sind weitere Erzählungen verpflichtet, die sich mit dem Thema einer historisch gewordenen, weil politisch institutionalisierten ›Heimat‹ auseinandersetzen. So auch Olga Tokarczuks (*1962) Roman *Taghaus, Nachthaus* (1998). Hier hat ein Deportierter namens Ergo Sum »im Vorfrühling 1943 [...], irgendwo zwischen Workuta und der kleinen Station Krasnoje« – mit fünf weiteren Gefährten »in einem Schuppen bei den Gleisen zurückgelassen« – von Menschenfleisch gegessen.

Der Mensch mußte in der Nacht erfroren sein, denn am Morgen lag er zusammengekrümmt an dem glimmenden Feuer, einer seiner Schuhe war angekohlt, als hätte er das Bein ins Feuer gestreckt, um sich beim Sterben zu vergewissern, ob er noch am Leben war.³¹

Ganz erfroren und doch halb gar, sichert die fremde Leiche – oder genauer gesagt: die Streifen ihres Fleisches, die im Wasser aufgetaut, eine Weile über dem Feuer vor sich hinkochen und schließlich »[t]räge«,

28 Ebd., S. 276.

29 Ebd., S. 279.

30 Ebd., S. 286.

31 Olga Tokarczuk: *Taghaus, Nachthaus*. Übers. v. Esther Kinsky. München 2004, S. 193.

»blass und dünn« im Kessel umher schwimmen – das Überleben der Verschneiten. Zwar werden mit dem Herdfeuer und dem gemeinschaftlichen Einnehmen des ›Leichenschmauses‹ alle stereotypen Motive einer klassischen ›Heimatomahlzeit‹ aufgerufen. Doch sieht sich Ergo Sum, »außerstande«, die zähe, halb rohe Masse »hinunterzuschlucken« und muss sich beschwörend immer wieder sagen: »Suppenfleisch. Erst dann schluck[t] er es hinunter und erstarr[t], als hätte er eine Zeitbombe verschluckt.«³² Und tatsächlich: Während Ergo Sum in den folgenden Jahren beobachtet, wie Kinder heranwachsen und seine Haushaltshilfe den immer selben Streuselkuchen backt – »nur das Obst darauf änder[t] sich«³³ nach zyklisch-›heimatmotivischer‹ Manier – erfährt der inzwischen habilitierte, einst aus einer Notsituation heraus zum Kannibalen gewordene Protagonist das Gewicht einer der Gesetzmäßigkeiten Platons: »Wer von menschlichen Innereien gekostet hat, wird unweigerlich zum Wolf.«³⁴

Tokarczuk grausige Phantasmagorie setzt sich fort, wenn sich die Figur Ergo Sum mit dem Zyklus des Mondes regelmäßig in einen Werwolf verwandelt und damit – mit Platon gedacht und unter Berücksichtigung seiner kannibalischen Vergangenheit – erneut ›fressend‹ die Schwelle vom »Sozialisiert-Zivilisierten ins Kreatürliche«³⁵ überschreitet. Nach einer Vollmondnacht nämlich findet er sich in ›heimatlichem‹ Territorium, »mit Schmutz und offenbar auch Blut beschmiert« wieder, hat Angst vor dem »Heimweg, den er jetzt irgendwie hinter sich bringen«³⁶ muss und macht alsbald einen grausigen Fund: Er stößt auf »den großen Körper einer toten Kuh. Sie [liegt] mit aufgerissenem Bauch auf der Seite, ihre Eingeweide [sind] herausgezerrt und [liegen] über das nasse Gras verstreut.«³⁷ Zwar übersteht der werwölfische Hochschullehrer den gefürchteten Heimweg, da statt seiner ein Hund verdächtigt wird, die Kuh gerissen zu haben und kurzerhand erschlagen wird. Doch veranlasst die auf diesem Umweg begangene Schuld den wahren Wolf – Ergo Sum – schließlich unter dem Namen »Bronislaw Sum, beziehungsweise Herr

32 Ebd., S. 195.

33 Ebd., S. 200.

34 Ebd., S. 201 f.

35 Helmbrecht Breining: »Das kulinarische Imaginäre: Oralität, Identität und Kultur in einigen Texten der amerikanischen Literatur«. In: *Erlesenes Essen. Literatur- und kulturwissenschaftliche Beiträge zu Hunger, Satttheit und Genuss*. Hg. v. Christa Greve-Valopp u. Werner Reinhard. Tübingen 2003, S. 9-33, hier: S. 12.

36 Tokarczuk: *Taghaus, Nachthaus*, a. a. O., S. 229.

37 Ebd., S. 231.

Bronek«³⁸ eine neue Identität als Bauernknecht anzunehmen. Mit dieser Abkehr vom Intellektuellen- bzw. Gelehrtenstand hin zum Bauerntum geschieht, wofür das ›Heimatkunst‹-Programm des ausklingenden 19. Jahrhunderts ausdrücklich plädiert: Die kämpferische Huldigung an alles Urdeutsche, das nicht durch das Wissen eines Gelehrten, sondern ausschließlich durch die Leidenschaft eines Bauern angemessen repräsentiert werden kann.³⁹

In radikalisierter Darstellung dieser bäuerlichen Leidenschaft kommt es, wie Hermann Löns (1866-1914) in seiner blutigen Erzählung *Der Wehrwolf* (1910) schildert, weder auf das Leben eines Nutztieres, das heidnisch »nach der Väter Brauch den alten Göttern«⁴⁰ geschlachtet wird, noch »auf eine Handvoll Menschenblut«⁴¹ an. Denn hier hat der Protagonist Harm Wulf »[a]chtzehn Jahre lang [...] den Wolf spielen müssen«, ist als Anführer einer militanten Gruppe von Bauern – den sogenannten Wehrwölfen – tief »durch Menschenblut gegangen«⁴², um die Familie, das Erbe und Territorium vor plündernden, schändenden und mordenden Eindringlingen zu verteidigen. Bezeichnenderweise soll diese Art des Widerstands 1945 als literarisches Vorbild für eine gleichnamige nationalsozialistische Untergrundbewegung⁴³ fungieren, die sich gegen die Besatzungsmächte ›zur Wehr‹ setzt. Herr Bronek hingegen, Fleisch gewordener Werwolf und derjenige, den, so heißt es im Roman, alle »Knecht« [nennen], obwohl dieses Wort keine Bedeutung mehr hat«, begibt sich regelmäßig freiwillig zum Aderlass und spendet bisweilen gar

38 Ebd., S. 233.

39 Vgl. etwa die Heimatkunst-Programmatik des Julius Langbehn, der den »Professor« gemeinhin als »deutsche Nationalkrankheit« (Julius Langbehn: *Rembrandt als Erzieher*. Leipzig 1890, S. 101) bezeichnet und postuliert, dass »[d]er heutige Deutsche [...] sich zwischen ›Mensch‹ und ›Professor‹ zu entscheiden« habe. Ebd., S. 70.

40 Hermann Löns: *Der Wehrwolf. Eine Bauernchronik*. Stuttgart 1958, S. 8.

41 Ebd., S. 20.

42 Ebd., S. 217.

43 Der sogenannte ›Kampfbund Werwolf‹ oder kurz ›Werwolf‹ etabliert sich bereits zur Zeit der Weimarer Republik – genauer gesagt im Jahr 1923 – als paramilitärische Organisation und Demonstrativ gegen die französische Besetzung des Ruhrgebiets. Mit Blick auf das Löns'sche Werk *Der Wehrwolf* liegt dabei die Annahme nahe, dass die Idee zur Gründung und Namensgebung, sowie das Pathos des militärischen Verbands auf der äußerst erfolgreichen Romanvorlage aus dem Jahr 1910 beruht. Ab 1933 wird der Kampfbund schließlich der SA subordiniert und soll gegen Ende des Zweiten Weltkriegs – wirkungslos – als Untergrundbewegung gegen die alliierten Besatzungsmächte opponieren.

»sechzehn Eimer Blut«⁴⁴ – Blut, das gelassen wird, um sich gegen das zu wehren⁴⁵, was bei Löns heroisiert und im Nationalsozialismus befürwortet wird: Ein zwar leidvolles, doch von animalischer Leidenschaft getragenes Hinschlachten.

Zum Dessert. Süßes Verderben oder Grenzereignis Schokolade

Im wahrsten Sinne des Wortes »appetitlicher« stirbt Peter Dieter – ebenfalls eine Romanfigur Olga Tokarczuk. Als Vertriebener kehrt er nach Jahrzehnten in die ehemalige »Heimat« zurück: einen Landstrich im inzwischen tschechisch-polnischen Grenzgebiet. »Das Traurigste an diesem Tag war, daß Peter sein Dorf nicht wiedererkannte. Es war zu einem Weiler geschrumpft, es fehlten Häuser, Höfe, Wege und Stege. Nur ein Skelett war übrig.«⁴⁶

Trotz dieser landschaftlichen Abmagerung gelingt es dem »Heimkehrer«, »die Gerüche des Ortes« einzusatmen, der verheißend und viel sagend »wie ein Stück Schokolade in den samtenen Senken« liegt – Gerüche, die wie bei Proust sofort einen »seltsamen Film der Vergangenheit in Gang«⁴⁷ setzen. Von diesen »heimatlichen Lockstoffen« angetrieben, erkundet Peter Dieter die Umgebung weiter, steigt immer höher in die hügelige Landschaft, bis er schließlich das »Bergpanorama vor sich« erspäht, »das er in seinem Kopf« all die Jahre »herumgetragen hatte«. Doch erst »oben auf der Höhe« – so heißt es im Text – bleibt »er stehen und dreh[t] sich langsam im Kreis, er [saugt] diesen Anblick ein, er [trinkt] ihn«. Begleitet wird diese »heimatlich(-mütterlich-säugend konnotierte Einverleibungs- und Absorbierungsmetapher von dem »Gefühl, [...] keine Luft mehr« zu bekommen »und jeden Moment ersticken«⁴⁸ zu müssen.

44 Tokarczuk: *Taghaus, Nachthaus*, a. a. O., S. 249.

45 Ergo Sums bzw. Herr Broneks zwar blutige, doch präventive Maßnahme gegen ein erneutes Reißen von Tieren entspricht einer Art persönlicher »Zivilisationsgeschichte«, in der – wie Norbert Elias dokumentiert – »die Menschen [...] alles das zurückzudrängen suchen, was sie an sich selbst als »tierische Charaktere« empfinden«. In: Norbert Elias: *Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen*. Bd. 1. Frankfurt a. M. 1991, S. 162.

46 Tokarczuk: *Taghaus, Nachthaus*, a. a. O., S. 105.

47 Ebd., S. 106.

48 Ebd., S. 107.

Dennoch schleppt sich Peter Dieter, rastlos wie ein klassischer ›Heimkehrer‹ Frenssens oder Polenz, doch atemlos wie jemand, der auf dem Weg rückwärts durch die Zeit nicht ankommen wird, durch die gute, ›heimatliche‹ Bergluft – die ›längst vergessene‹, die für solche ›Lungen gefährlich ist, die an eine feuchte Meerbrise gewöhnt sind‹⁴⁹. Er kommt so weit, ›bis er genau auf dem Grat‹ steht, ›über den die Grenze‹⁵⁰ verläuft. Passend zu diesem Ort, erlebt er – nach seiner Vertreibung zu Jugendzeiten und ›[n]achdem er ein solches Stück bergauf gestiegen und durch halb Europa gereist war, jahrelang in einer Hafenstadt gelebt, zwei Kinder gezeugt, ein Haus gebaut, geliebt [und] den Krieg mitgemacht hatte‹ –, eine weitere und zugleich letzte Grenzerfahrung. Denn nun, von Angesicht zu Angesicht mit der ›Heimat‹ und seiner Vergangenheit, zieht Peter Dieter ›ein Stück Schokolade aus der Tasche‹⁵¹.

Damit findet nicht nur eine Adaption an das klassische ›Heimat‹-Motiv einer pastoralen Jause statt: Auch wohnt der Schokolade die Metaphorik des Süßen inne, das nach Gerhard de Haan ›eng verknüpft ist mit dem Begehren der Menschen‹, sowie ›mit den Fantasien von und Erinnerungen an Ursprünge‹⁵². Als eine, allein durch die Örtlichkeit bedingte, interkulturelle Mahlzeit mit sich selbst, bleibt Peter Dieter ›stehen und wickel[t]‹ dieses Begehren, die Fantasien und Erinnerungen mit dem Stück Schokolade ›sorgfältig aus dem Goldpapier‹⁵³. Doch ist nicht alles Gold, was glänzt. Denn als Peter Dieter die Süßigkeit, die so sehr mit dem Paradies, dem Schlaraffenland und dem ›Kindsein [...] zusammen-gedacht wird‹⁵⁴, ›in den Mund steck[t]‹⁵⁵, endet der Traum von dem eben zurückgewonnen geglaubten Kindergarten Eden. Denn nun ahnt Peter Dieter etwas, das auch Gerhard de Haan in seinem Aufsatz ›Kann denn Zucker Sünde sein?‹ thematisiert, dass ›das Süße Gift ist‹⁵⁶, dem, wie der ›Heimat‹ selbst, ›etwas Entrückendes anhaftet‹⁵⁷. Auch ahnt Pe-

49 Ebd., S. 108.

50 Ebd., S. 107.

51 Ebd., S. 108.

52 Gerhard de Haan: ›Kann denn Zucker Sünde sein? Die Spur des Süßen in der Geschichte‹. In: *Verschlemmte Welt. Essen und Trinken historisch-anthropologisch*. Hg. v. Alexander Schuller u. Jutta Anna Kleber. Göttingen 1994, S. 171-196, hier: S. 172.

53 Tokarczuk: *Taghaus, Nachthaus*, a. a. O., S. 108.

54 Haan: ›Kann denn Zucker Sünde sein?‹, a. a. O., S. 176.

55 Tokarczuk: *Taghaus, Nachthaus*, a. a. O., S. 108.

56 Haan: ›Kann denn Zucker Sünde sein?‹, a. a. O., S. 172.

57 Ebd., S. 174.

ter Dieter, dass er dieses Gift nicht einmal »mehr herunterschlucken«⁵⁸ braucht, um weniger an der Schokolade selbst, als vielmehr am bitteren Beigeschmack der damit gedanklich eng verwobenen ›Heimat‹ dahinzusiechen.

Vermerkt Wolfgang Schivelbusch, der Verzehr von Schokolade kultiviere »jenen Zwischenzustand von Liegen und Sitzen«⁵⁹, so kommt bei Tokarczuk der sich atemlos niedersetzende Peter Dieter mittels Schokolade zum sprichwörtlichen Erliegen. Denn mit der ›Heimat‹ im Blick, der Vergangenheit vor Augen, der Vertreibung im Gedächtnis, dem Tod im Nacken und »der Schokolade im Mund« setzt er sich

an einen Grenzpfosten, und der ferne Abgrund des Horizonts [zieht] langsam seinen Blick in sich hinein. Ein Bein ha[t] er in Tschechien, das andere in Polen. So [sitzt] er vielleicht eine Stunde lang und [stirbt], Sekunde um Sekunde, [...] nicht auf einmal, sondern nach und nach.⁶⁰

Nicht als unerschütterliche Metapher der Verwurzelung, sondern als verzehrender Akt der eigenen Absorbierung, der totalen Einverleibung seiner selbst durch alles gegenwärtig Gesehene und einst Erlebte, aber mehr noch: als eine »mechanische Bewegung zur einen und zur anderen Seite, als ein Balanceakt auf einer Kante«, prägt sich dem Sterbenden ein Bild der ›Heimat‹ ein, bevor »seine Seele ganz ver[schwindet]«. Getragen wird dieser Eindruck nicht nur von den Momenten der Vertreibung und der ›Heimkehr‹ oder dem Gefühl, nirgendwo abgereist, nirgendwo angekommen und nirgendwo zu Hause gewesen zu sein, sondern zuallererst durch zwei bürokratiemüde, tschechische Grenzwächter, die nur daran denken, dass »sie zu spät zum Abendessen kommen würden« und Peter Dieters Leiche daher kurzerhand und in »stummem Einvernehmen« auf die polnische Seite abschieben. Und einige Stunden später, als »die Ortschaften unten im Tal« inzwischen »wie fortgeworfene Schokoladenpapierchen«⁶¹ aussehen, beseitigen zwei polnische Grenzbeamte, was auch zu ihnen nicht gehören soll – und tragen den vom Leben und der ›Heimat‹ Fortgeworfenen ins benachbarte Tschechien hinüber.

Das Schlaraffenland sieht anders aus: Wie die vorausgegangene, auf Tendenzen verweisende Analyse einer neuen ›Heimatschreibung‹ der Nachkriegszeit aufzuzeigen versucht hat, droht derjenige, der ›Heimat‹

58 Tokarczuk: *Taghaus, Nachthaus*, a. a. O., S. 108.

59 Wolfgang Schivelbusch: *Das Paradies, der Geschmack und die Vernunft. Eine Geschichte der Genussmittel*. München [u. a.] 1980, S. 99.

60 Tokarczuk: *Taghaus, Nachthaus*, a. a. O., S. 108.

61 Ebd., S. 109.

als politisierte Institution oder entzaubertes Elysium kennenlernt, zu verschwinden. Dass ausgerechnet das ›heimatlich‹-idyllisch konnotierte Essensmotiv die Wege des Leidens dabei so häufig und so nachdrücklich pflastert, ist kein Zufall. Denn wie Hans Richard Brittnacher schreibt, muss »[e]ine Kultur, die Geschichte machen will, [...] auf der Zügelung des unersättlichen Appetits bestehen«⁶². Wenn Kulturen jedoch um ›Heimat‹ Willen Geschichte machen *müssen*, vergeht der Appetit bisweilen ganz. Die genussfreudige Esslust muss dem Wolfshunger, dem Heißhunger, dem Überlebenshunger weichen. Besonders das Süße, das so stark mit den ›heimatlichen‹ Leitmotiven der Kindheit und der Unschuld assoziiert wird, vermag es nicht, heile Genuss- und ›Heimat‹-Welten wiederherzustellen: Was von dem bleibt, das ›Heimat‹ heißt, scheint immer einen bitteren Nachgeschmack zu hinterlassen.

62 Hans Richard Brittnacher: »Verzehrende Leidenschaft. Über Metaphern der Einverleibung«. In: *Verschlemmte Welt*, a. a. O., S. 64-88, hier: S. 72.

